

Stefan Berger, *The Search for Normality. National Identity and Historical Consciousness in Germany since 1800*, Berghahn Books, Providence etc. 1997, XII + 307 S., geb., 40 £.

Kaum zehn Jahre sind seit dem Fall der Mauer und der deutschen Einheit vergangen. Eine Bestandsaufnahme der jüngsten Geschichte, die zugleich Gegenwart ist, steht den Zeithistorikern noch bevor. Da erscheint bereits eine Deutung der jüngsten Phase bundes-, d.h. »gesamt«-deutscher Historiographiegeschichte, welche trotz des im Untertitel genannten weitausgreifenden Untersuchungszeitraums vor allem die Veränderungen der historiographisch-publizistischen Landschaft seit 1989/90 analysiert.¹ Stefan Berger, aus Deutschland stammender Lecturer an der School of European Studies der University of Wales in Cardiff, hat das Wagnis einer solchen Darstellung unternommen und – um es vorweg zu sagen – sie ist ihm, vorbehaltlich einiger Einwände, geglückt.

Der entscheidende Punkt für das Gelingen einer knappen zugleich detailreichen Darstellung der Historikerdebatten der vergangenen Jahre liegt ganz sicher in dem inhaltlich stringenten Zugriff. Berger betrachtet die Entwicklung der Historiographie längerfristig unter der Leitkategorie der Nation. Die Wechselwirkung von nationaler Identität und historischem Bewusstsein ist für ihn das zentrale Thema der deutschen Geschichtsschreibung seit 1800, die sich in den 1990er Jahren auf der »Suche nach Normalität« befindet. Doch hier gilt es einen Einwand vorzubringen: die Thesenführung entlang dem Paradigma »Nation«, die sich im zweiten Teil der Darstellung als analytischer Glücksgriff erweist, wirkt für die Zeit vor 1990 nicht immer überzeugend. Denn je weiter Berger chronologisch zurückgreift, desto schmaler wird seine Beweisführung. Die »nationale Tradition« der deutschen Geschichtsschreibung bis 1989 ist eben nur eines von ganz unterschiedlichen Deutungsmustern. Entsprechend dünn sind die Ausführungen zur Vorgeschichte des eigentlichen Themas. Um den weitspannenden Titel zu rechtfertigen, ist die Historiographiegeschichte bis 1960 mit gerade einmal 35 Seiten eindeutig zu knapp behandelt.

Ohnehin stehen Titel und Untertitel in einer eigentümlichen Spannung zueinander. Denn die »Suche nach Normalität« charakterisiert allein die Historiographiegeschichte der 1990er Jahre, während die Mehrheit der Historiker davor ganz eindeutig der Einzigartigkeit der deutschen Geschichte nachspürte und die Sonderrolle betonte. Je nach politischer Couleur und Zeitgeist definierten deutsche Historiker und Publizisten den »deutschen Sonderweg« als positive oder negative Abweichung von den (west-)europäischen Entwicklungen in die Moderne.

Das insgesamt positive Urteil zu Bergers Studie ist vor allem der umsichtigen Darstellung der Debatten des letzten Jahrzehnts zu verdanken. Vielleicht schlägt in diesem Punkt zu Buche, dass der Verfasser sich einerseits in den fachlichen Kontroversen auskennt und andererseits zu den hochschul- wie allgemein-politischen Standorten der historiographischen und publizistischen »Akteure« eine wohlthuende »britische Distanz« besitzt. Berger argumentiert kritisch und verschweigt dabei keineswegs seinen eigenen Standort. Die »Neue Rechte« unter den professionellen wie semi-professionellen Historikern (»a small band of rightwing mavericks«), wird für eine Renaissance des Nationalen in der Historiographie verantwortlich gemacht. Aber auch der linke Nationalismus wird überaus kritisch beurteilt. Die größte Gefahr sieht Berger in einer Koalition zwischen den rechtsextremen Historikern und der liberal-konservativen Hauptströmung der Geschichtswissenschaft. Die linksliberale Historiographie befindet sich nach Ansicht des Autors in den 1990er Jahren in der Defensive. In der Darstellung treten deren Pro-

1) Fast gleichzeitig wurde publiziert: Wolfgang Wippermann: *Wessen Schuld? Vom Historikerstreit zur Goldhagen-Kontroverse*, Berlin 1997.

tagonisten deshalb selten aktiv, sondern überwiegend als reagierende Warnende in Erscheinung, deren partielle Konzessionen an den diagnostizierten neuen Nationalismus nachhaltiger Kritik ausgesetzt sind. Berger warnt vor einer gefährlichen »Renationalisierung« der deutschen Vergangenheit. Diese zeige sich u.a. in einer Relativierung des Nationalsozialismus, einer Renaissance geopolitischer Konzepte, einem Wiederaufgreifen des Totalitarismus-Modells und einer aus seiner Sicht allzu schnellen »Abwicklung« der DDR-Historikerschaft. Statt dessen fordert er eine Besinnung auf »democratic values and civic virtues« als angemessene Kernbestandteile einer deutschen Identität. Mit der Warnung vor einer Konstruktion nationaler Normalität und einem Erfolg revisionistischer Geschichtsdeutungen schließt sich Berger den mahnenden Stimmen aus der anglo-amerikanischen Historikerschaft an.

Neben der Gruppierung der »Neuen Rechten« um Weißmann, Zitelmann und Nolte macht Berger zwei weitere Lager in der gegenwärtigen deutschen Geschichtswissenschaft aus: die liberal-konservativen Historiker, zu denen er Gall, Hildebrand oder Schwarz rechnet, sowie die linksliberalen Historiographen, zu denen er u.a. Wehler, Kocka und Winkler zählt. Dass es sich dabei um eine schematische Vereinfachung und eine zu breit angelegte Liberalismus-Definition handelt, sei kritisch angemerkt. Dennoch wäre es falsch, dem Autor in toto ein undifferenziertes Vorgehen vorzuwerfen. Vielmehr führt er seine Argumentation stets stringent durch und belegt sie äußerst sorgfältig. Allein in der Auswertung der wissenschaftlichen Publikationen, aber vor allem in der beeindruckend umfangreichen Heranziehung des publizistischen Materials (und dies bis in den Januar 1997 reichend!) liegt eine Stärke der Studie. Sicherlich wäre die Darstellung durch den Verzicht auf das ein oder andere Zitat im Text etwas lesbarer geworden. Aber auch so besticht sie durch die gelungene Präsentation und Einordnung der kleinen und großen wissenschaftlichen und publizistischen Debatten der Historiographie in den 1990er Jahren. Vom Historikerstreit der 1980er Jahre über die Holocaust-Mahnmal-Kontroverse bis zur Goldhagen-Debatte wird die Pluralität historiographischer Ansichten in der bundesrepublikanischen Gegenwart wenige Jahre nach dem Mauerfall mit unverkennbarem Engagement geschildert und insgesamt überzeugend bewertet.

Ewald Grothe, Wuppertal

Patrick Pasture/Johan Verberckmoes (Hrsg.), *Working Class Internationalism and the Appeal of National Identity: Historical Debates and Current Perspectives*, Berg Publishers, Oxford 1998, 263 S., 44,95 £.

Die ebenso qualvolle wie unselige Suche nach nationaler Identität ist keine deutsche Besonderheit. Die historischen Umbrüche in Osteuropa am Ende der 1980er Jahre haben das Thema (wieder einmal) ganz oben auf die Tagesordnung europäischer Politik gesetzt. Da die radikale Rechte in einer Reihe von Ländern erheblichen Erfolg in der Mobilisierung gerade von ArbeiterInnen für ihre diversen Formen ethnischer und politischer Nationalismen gewinnen konnte, muss sich auch die europäische Arbeiterbewegung erneut mit dem Phänomen nationaler Identität auseinandersetzen. Der hier vorliegende Band ist das erste Resultat eines größeren, von Patrick Pasture organisierten und von der EU finanzierten Projekts, das die Auswirkungen des sozialen und kulturellen Integrationsprozesses in Europa auf die europäischen Gewerkschafts- und Arbeiterbewegungen untersuchen will.

In ihrem ebenso informativen wie klar strukturierten Einleitungskapitel geben die Herausgeber einen hervorragenden Überblick über die vielfältigen Widersprüche im Ver-